Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 19 — Marburg i. H., den 10. Mai — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Morgengebet — Eine Bekehrungsgeschichte aus alter Zeit — Die Mission auf dem zweiten Deutschen Kolonial-Kongreß. Erste Hälfte — Unsere Bibelstunde — Ein Tag auf der Freien Kirchlich-Sozialen Konferenz — Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Erstes Stück — Jost Seyfried. Roman von Cäsar Flaischlen — Verschiedenes: An Herrn Professor D. Warneck; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Morgengebet

All mein Sehnen und Begehren,
Vater, leg ich dir zu Füßen;
Will mich gegen dich nicht wehren,
Werd ich auch entbehren müssen.
Vater, es gescheh dein Wille;
Schlägst du auch, ich halte stille.

Wird mir auch nicht Alles glücken,
Wirds auch dunkel um mich sein,
Wird mich täglich doch entzücken
Deiner Gnade Sonnenschein.
Laß die Welt um mich vergehen,
Du nur bleibe bei mir stehen.

Hast ja Manches mir gegeben,
Mut und Kraft und Kämpfersinn,
Schmücktest mir dies arme Leben.
Dein ist Alles, nimm es hin!
Hilf nur, daß ich tapfer streite,
Vater, gehe mir zur Seite.

Eine Bekehrungsgeschichte aus alter Zeit

1

Die Bekehrungsgeschichte, von der ich sprechen will, spielt nicht unter Australiern oder Buschmännern, auch nicht unter Hellenen und Römern, sondern unter Germanen. Ob sie also Wichtigkeit genug für die deutsche Theologie hat?

Im Ernst: es ist mir immer als ganz besonders charakteristisch für die deutsche Theologie erschienen, daß ihr kein ägyptischer oder kleinasiatischer Bekehrungsvorgang entgangen ist, je älter und für die Gegenwart bedeutungsloser, desto weniger, während die einzige germanische Bekehrungsgeschichte, die sich im vollen Licht der Historie vollzogen hat und in einer Unmasse mehr oder weniger bedeutungsvoller Züge dokumentarisch vorliegt, von einem — Juristen geschrieben werden mußte!*) Ja, obwohl das große zweibändige Werk, in dem er es getan hat, gerade fünfzig Jahre alt ist, hat es bis heutigen Tags, soweit meine Beobachtung reicht, keinen irgendwie nennenswerten Einfluß in der Theologie ausgeübt. Mir ist fraglich, ob es über die engsten Grenzen der unmittelbaren Notwendigkeit hinaus auch nur gelesen worden ist.

*) Konrad Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentume, in ihrem geschichtlichen Verlaufe quellenmäßig geschildert. Zwei Bände. München 1855 und 56.

Die Christianisierung der Norweger ist deshalb so greifbar plastisch, weil sie mitten in die Zeit hinein gefallen ist, welche von der realistischen Geschicht- und Geschichtenschreibung der Isländer bestrichen wird, dieser noch so viel als unentdeckten klassischen Litteratur ältesten germanischen Stils.

Erstlich handelt es sich um die direkt historische Litteratur. Wenn Selma Lagerlöfs „Königinnen von Kungahälla" sich fast ganz um die Christianisierung drehen, so ist das sicherlich auch persönliche Vorliebe der Dichterin für religiöse Stoffe; es ist aber zugleich durch den Zustand der Quelle angezeigt. Snorri Sturlusons an poetischen Stoffen gedrängt reiche Geschichte der Könige, die sogenannte „Heimskringla" gipfelt geradezu in der Schilderung der Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum.

Wenn die Dichterin, die sonst doch gerade religiöse Stoffe mit so besonderem Glück behandelt, hier ganz und gar versagt hat**), so liegt das nicht daran, daß diese Gestalten bei Snorri Sturluson nicht genügend charakterisiert wären, sondern daran, daß die Art der Lagerlöfschen Religiosität hier auf das durchaus Fremde stieß. Diese beiden Olafe Snorri Sturlusons sind wurzelechte germanische Heerkönige alter Zeit, und zwischen den ihnen Beiden gemeinsamen Gegensätzen von Schlachtenfroheit und Härte, die bis zur Grausamkeit vorschreitet, auf der einen, und immerfort bereitem Humor und einer Liebenswürdigkeit, die durch die alten Berichte hindurch noch auf uns bezaubernd wirkt, auf der anderen Seite hat sie ihr Ideal von Christentum nicht unterzubringen gewußt. Wer aber unbefangen prüft, der wird den Charakter der nordischen und doch wohl der germanischen Christianisierung überhaupt aus den meisterhaften Schilderungen Snorris besser begreifen als aus der von Sentimentalität nicht ganz freien Verkleidung eines sehr innigen modernen Christentums in alte Heldenrequisiten, wie sie bei der Lagerlöf vorliegt.

Außer dieser „Heimskringla" gibt es noch eine ganze Reihe anderer geschichtlicher Werke, auch solcher, die sich direkt mit der Gründung und Entwicklung der nordischen Kirche befassen, z. B. die Kristnisaga, eine Geschichte des Christentums auf Island von der Einführung an, die am ausführlichsten behandelt ist, bis zum Jahre 1118.

Wichtiger noch als diese direkten Schilderungen sind vielleicht die indirekten und darum wohl unbefangeneren Zeugnisse der Prosadichtung jener Zeit, die den für unser Gefühl irreführenden Namen „Saga" trägt — „Saga" ist einfach: „Geschichte". Ohne es irgendwie darauf abgesehen zu haben (eher könnte man sagen, daß sie es zu vermeiden sucht), ist sie doch reich an Einzelnachrichten aus der Zeit der Christianisierung.

Von diesem ganzen ungeheuren Material ist nur das

**) Ich zeige das an der Geschichte der Sigrid Storrada und des Königs Olaf Tryggvason des Näheren im Juniheft der Deutschen Monatschrift.

Allerwenigste übersetzt,*) und wer sich der Sprache zu bemächtigen sucht, findet nicht einmal ein Lexikon vor.

Wenn man nun bedenkt, was für geringfügige alte Kirchenväter man in vollständigster Uebersetzung hat, obwohl doch die Theologen sie in den betreffenden Ursprachen lesen können, so kann man sich in der Tat wundern, daß aus der nordischen Kirchengeschichte soviel wie Nichts zugänglich ist. Immerhin hat der Jurist Maurer in seinem schon erwähnten Werke die wichtigsten Stellen sehr ausführlich, zum Teil wörtlich, referiert. Wer dieses Werk studiert und dazu einige der wenigen Sagaübersetzungen, die es gibt**), der würde sich ganz gut hineinfinden können.

* * *

Ich weiß sehr wohl, was man gegen diese ganze Betrachtung einwenden kann: die Australneger und Buschmänner, von denen zu Anfang die Rede war, seien Zeitgenossen von uns, das mache, daß man über sie und ihre Stellung zum Christentum sehr viel intimere Beobachtungen anstellen und daraus Rückschlüsse ziehen könne, als die alten Berichte gestatteten. Da sie nun auf Kulturstandpunkten stünden, welche denen entsprechen, die man für die heutigen Kulturvölker in alten Zeiten auch voraussetzen müsse, so seien sie wie eine festgehaltene Anschauungschronik unsrer eigenen Vergangenheit. Was aber ägyptische und kleinasiatische Bekehrungsvorgänge und alte Kirchenväter betreffe, so baue sich nun einmal auch die modernste Christentumslehre unendlich viel stärker auf Entwickelungen auf, die dahin wiesen, als auf irgend welche germanische Vorgänge oder Entwickelungen.

Darauf ist zu erwidern: erstlich, daß die sogenannten Naturvölker, die man heute bekehrt, durchaus ebenso lange auf der Welt sind als wir, und daß sie also keineswegs in Spiritus aufbewahrte Urzustände darstellen; sind sie nicht höher gekommen gleich uns, so vielleicht tiefer, jedenfalls anders geworden, als sie in Urzeiten waren. Gerade die Religion aber, die, wo sie echt ist, eine innere Auseinandersetzung mit Welt und Schicksal ist, scheidet sich daran, ob der Sinn dieser Auseinandersetzung der ist, möglichst vollkommen in die Natur hineinzupassen, oder umgekehrt: über die Natur hinauszukommen, sie zu „überwinden“! Wie soll man nun für dieses eigentlichste Kernelement der Religion, auf die es allein für uns ankommen kann, bei Völkern die maßgebende Aufklärung suchen, die durch ihr bloßes Dasein und Sosein beweisen, daß es ihnen gefehlt hat! Wie soll man, um die alte anthropologische Unterscheidung zwischen aktiven und passiven Völkern aufzunehmen, den Sinn der Aktivität bei den passiven Völkern studieren! Gewiß läßt sich theoretisch denken, daß es unter den Naturvölkern solche gibt, die es für uns in dem Sinn sind, wie es die Germanen für die Römer, die Römer etwa für die Aegypter waren; also „aktive“ Völker, die nur aus irgend welchen Gründen langsamer gewesen sind. Zu merken ist die Welt auf und ab von solchen Völkern Nichts; aber auch wenn man sie voraussetzt, wie will man sie finden, als daß man sich aus der Vergangenheit der heutigen Kulturvölker eine Anschauung von ihrer Art macht! Die Erkenntnisse also, die aus der Anthropologie der Naturvölker winken, sind mit viel Kritik aufzunehmen; sie machen eine Erforschung der Vergangenheit der heutigen Kulturvölker so wenig überflüssig, daß sie sie vielmehr voraussetzen, als Voraussetzung fordern.

Gesetzt aber selbst den Fall, es wären uns aktive Völker auf dem Kulturstand etwa der taciteischen Deutschen jetzt lebend bekannt, wer bürgt uns dafür, daß ihre Aktivität irgendwie in die Richtung unserer Kultur weist? Wir werden uns, gerade wenn wir von Religion wegen Kulturkritik treiben, doch wohl mit der Einsicht vertraut machen müssen, daß unsere Kultur nur einen kleinen Teil der Möglichkeiten verwirklicht hat. Ist uns eine entgegengesetzte Meinung anerzogen worden, so müssen wir bedenken, daß das nichts ist als das Zeugnis des Angeklagten. Wenn das angefangene Jahrhundert uns den Entscheidungskampf zwischen der Kultur der weißen und der gelben Völker näher rücken sollte, so würde eine solche Entwicklung uns vielleicht auch das Studium dieser so ganz anders konstruierten Kultur nahe legen, und uns damit vor Augen führen, wie sehr andere Wege über die Natur hinaus eingeschlagen werden können, als sie innerhalb unserer Kultur vorliegen. Will das Christentum bei dieser Entwicklung die Aussicht behalten, als absolute Weltreligion weiter zu gelten, so würde es das dadurch bewähren müssen, daß es sich aus dem Gedankengang unserer Kultur herausheben ließe. Bisher hat es sich bekanntlich noch nicht einmal aus den Windeln der hellenistischen Philosophie heben lassen.

Und das führt auf den zweiten Einwand zurück: die christliche Lehre auch unserer Zeit hängt mit kleinasiatischen, ägyptischen, hellenischen, römischen Vorgängen und Entwicklungen immer noch mehr zusammen, als mit solchen aus unserer eigenen Vergangenheit. Da nun aber wir selbst keine Aegypter, Kleinasiaten, Griechen oder Römer sind, so muß hier doch notwendig Etwas in Unordnung sein! Gedankenformen, die sich nur aus ganz anderer Völker verschollener Gedankenführung erklären, sollten wirklich für uns so sehr die Hauptsache sein, daß demgegenüber die Fragen oder Strebungen, die das eigene Volk der Entwickelung entgegen- und in sie hineingebracht hat, für es selbst nicht mehr in Betracht kämen? Diese griechisch-römischen Bestandteile sind doch wesentlich das, was man das Dogma nennt. Vielleicht ist das ganze Geschrei, das je und je darum gemacht wird, von jeher mehr ein Geschrei schmaler gelehrter Kreise gewesen, um deren besondere Bedürfnisse es sich in der Religion schlechterdings nicht allein oder auch nur vorzugsweise handeln kann! Wenn nun auf allen Gebieten die moderne Wissenschaft dabei ist, vom Gesetzgeben auf das Erforschen zurückzuwenden, so möchte auch hier ihr die Erkenntnis naheliegen, daß es sich für sie unmöglich darum handeln kann, eine ausgeführte Lehre für alle möglichen Verhältnisse zu schaffen, wo doch die Grundvoraussetzungen, auf denen diese Lehre aufgebaut wäre, nur für eine bestimmte Kultur zutreffen könnten. Es kann vielmehr nur darauf ankommen, einerseits, ob es möglich sein möchte, die Grundtendenz des Christentums, das, was es als Leben und nicht als Lehre ist, so herauszuheben, daß es sich auch für andere Kulturansätze fruchtbar erweist, und andererseits die Ansätze und Tendenzen der einzelnen Völker zu studieren und die Wege, auf denen sich ihr Geist ausspricht und daher auch ansprechen läßt. Sollte es sich dabei zeigen, daß möglicherweise zwar die einzelnen Völker durch die christliche Lehre starke und tiefe Anregungen zu gedanklicher Arbeit erhalten haben, daß aber die Religion selbst dabei, je länger desto weniger zur Aussprache gekommen ist, daß diese Völker ganz etwas Anderes suchten als sie erhielten, so wäre das schon die Arbeit wert. Man könnte dann dazu übergehen, Religion zu treiben und übrigens überzeugt sein, daß der Mythos viel besser in den Händen der Dichter gedeihen möchte, als zwischen den Messern und Gläsern einer exakten Wissenschaft.

Unsere Bekehrungsgeschichte stammt aus der „Geschichte der Leute vom Lachsachental“ (Laxdoelasaga, herausgegeben von Kalund, Halle a. S. 1896), gedichtet offenbar nicht lange nach dem Ereignis, also im elften Jahrhundert, niedergeschrieben um 1230.*) Sie gibt die Begegnung eines isländischen Edlen mit dem König Olaf Tryggvason (Kap. 41—43 der Saga). Der Charakter dieses gewaltigen Herrschers aus Harald Harfagers Blut ist gegen die Heimskringla in einer gewissen Milderung gesehen; doch so, daß man die Gewalttätigkeit noch überall hindurchdrohen merkt.

Eine historische Kritik des Stückes ist hier nicht beabsichtigt. In den Hauptzügen ist es sicher echt; und wenn man

*) Die Heimskringla hat bis zum Jahre 1000 Mohnike übersetzt (1835); Aus dem Späteren hat einen recht lesbaren Auszug aus der Geschichte Olafs des Heiligen in deutscher Uebersetzung Ferdinand Khull geliefert (Graz 1895).

**) Außer den schon genannten etwa noch die Färeyinga von Mohnike, die Jomswikinga und die Egilssaga von Khull. Die Hühnerthorirgeschichte von Heusler bietet für unsern Zweck Nichts, ist aber sonst das beste Anschauungsbild einer „Saga“. Die Einleitung des Uebersetzers ist vortrefflich.

*) Die Episode ist, wie die ganze Geschichte, aus der sie stammt, noch nicht ins Deutsche übersetzt worden. Doch gibt Maurer große Stücke aus ihr nahezu wörtlich wieder.

für selbstverständlich hält, daß die ganze Ingibjörg-Geschichte erdichtet sei, so ist — wie es nun sonst damit stehen möge, — zu sagen, daß sie jedenfalls sehr lebenstreu in den Charakter, sowie in Art und Zusammenhang der Politik Olafs hineingedichtet ist.

Das, was ein theologischer Forscher in dieser Geschichte als das Wichtigste empfinden würde, ist natürlich nicht dasselbe, was den Dichter interessiert hat. Man wird also nicht erwarten können, einen Text vorgelegt zu erhalten, aus dem man eine deutsche Theologie entwickeln könnte. Man muß zwischenein lauschen und mit vielen anderen Aussagen vergleichen. Das zu tun, ist nicht des Ortes hier. Unsere Probe will lediglich zeigen, daß es sich lohnt. Nur auf einige Kleinigkeiten möchte ich aufmerksam machen, weil der Leser, der die übrige Litteratur nicht kennt, sie übersehen muß. Man achte auf die Formulierung des letzten Satzes der Königsrede: „Man soll Euch für diesmal nicht zum Christentum zwingen, denn Gott spricht, er will nicht, daß Jemand aus Zwang zu ihm komme," erläutert durch die Behandlung Svertings und durch das Wort: „Auf Leute wie Kjartan soll man mit langer Geduld warten." Ferner auf die Notiz in der Antwort Kjartans auf Kalf Asgeirssohns Frage, was er für den Sommer vorhabe: „nach England zu fahren; denn da ist jetzt guter Handel für uns als Christenleute." Dann auf die Begründung der Geiselpolitik, die Kjartan dem Könige nahelegt, die aber historisch doch wohl dem Könige angehören mag. Auf die köstliche Notiz in der Episode vom Missionar Dankbrand: „Zwei Männer, die ihm am meisten widersprachen, erschlug er", — sie hatten nämlich Spottlieder auf ihn und das Christentum gemacht! Endlich, wie Kjartan zwar noch nicht Christ werden, wohl aber schon dem Thor seine Mißachtung bezeugen will. Das eigentümliche Neben- und Ineinander von äußerlichen und innerlichen Beweggründen kann kaum besser erdacht werden, als es hier sicherlich historisch treu*) gegeben ist!

Der kritische Blick, ja geradezu ein gewisser Hang zu kritischer Reflexion ist überhaupt frappant in dieser Litteratur. Schon der erste isländische Historiker, der Priester Ari, gibt sehr genau die Gewährsmänner seiner Berichte an. Und Snorri Sturluson schickt seinem Werke bereits eine regelrechte Quellensichtung voraus, die ganz überraschend, aber sehr überzeugend verläuft. Er gibt nämlich die Parole aus, man müsse die gleichzeitige skaldische Hofdichtung zu Grunde legen. Die sei zwar, wendet er sich selbst ein, übertreibende Lobdichtung: aber keineswegs könne sie etwas gänzlich Erfundenes berichten, da das ja alle Zuhörer als Hohn und nicht als Lob berührt haben würde. In Zweifelsfällen stellt er dann die verschiedenen Quellen nebeneinander. Natürlich berichtet er noch Unglaubliches genug; er muß nach den Maßstäben, nach denen seine Zeit die Möglichkeiten maß, beurteilt werden. Aber das Prinzip, die Reflexion ist da. Auch in der Prosadichtung, der unsere Probe angehört, ist das eigentlich Auffallende durchaus die starke Zurückhaltung gegen alles Phantastische. Selbst die Kombination mit der Königsschwester, obwohl sie nichts historisch Unmögliches enthält, wie zurückhaltend wird über sie berichtet! „Wir glauben zu erkennen", „wir halten für wahr", „die Leute halten für wahr."

Doch gehen wir nun zu unserem Stücke selbst über!

Arthur Bonus

Die Mission auf dem zweiten Deutschen Kolonial-Kongreß

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905 zu Berlin. Berlin, Dietrich Reimer 1906. 1155 S. Geb. 30 Mk.

Der zweite Deutsche Kolonialkongreß, welcher vom 5. bis 7. Oktober vorigen Jahres in Berlin tagte, liegt nun zwar schon einige Monate zurück. Doch sind seine Nachwirkungen noch immer in der Presse und noch mehr in den nächstbeteiligten Kreisen spürbar. Das beweist, daß er seinen Zweck erreicht und nachhaltige Anregungen gegeben hat zur Weiterarbeit an den durch seine Verhandlungen an die breite Oeffentlichkeit gebrachten Fragen und Problemen.

Nicht am wenigsten gilt dies von den Beziehungen zwischen den Vertretern der evangelischen und katholischen Missionen in unseren Kolonien, sowie auch von dem Verhältnis der Missionen zu den politischen und wirtschaftlichen Kreisen. Insbesondre das Verhältnis der Missionen beider Konfessionen zu einander hat seitdem mehrfach zu Auseinandersetzungen geführt (vgl. Nr. 25 des Reichsboten vom 31. Jan. d. J.).

Man kann sich nur freuen, daß die Missionsarbeit immer mehr zum Gegenstand öffentlicher Diskussion wird. Das entspricht nur ihrer wachsenden Bedeutung, die sie in unserer Zeit gewonnen hat.

Es ist hier nicht der Ort, über die Kongreßverhandlungen im Allgemeinen zu reden. Wir heben aus dem überaus umfangreichen, vom Kongreß bearbeiteten Stoff einige der wichtigsten die Mission betreffenden Verhandlungen heraus und zeigen, wie die Vertreter der Mission und wie die übrigen Kongreßmitglieder dazu Stellung nahmen.

1. Die evangelischen und die katholischen Missionsleute

Unter den Veranstaltern des Kongresses zählten wir nicht weniger als 22 Missionsorganisationen, 13 evangelische und 9 katholische. Vorträge wurden von 7 evangelischen und 5 katholischen Missionsleuten gehalten, die meisten davon in der vierten Sektion, welche „die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete" behandelte und wo die Missionsleute beider Konfessionen zu gemeinsamer Arbeit vereinigt waren. Man durfte gespannt sein, wie sich diese „feindlichen Brüder" in den Verhandlungen über missionarische und kulturelle Fragen finden würden. Schon in der ersten Plenarsitzung gewannen sie Fühlung mit einander. D. Buchner aus Herrnhut hatte in seinem Vortrag über „die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit" ausdrücklich die katholische Mission mit hereingezogen. Daran anknüpfend dankten zwei Patres dem Referenten dafür, daß er die evangelische und katholische Mission so zusammengestellt hatte, und schlossen mit dem Wunsch, daß sich die Vertreter der beiden Konfessionen „in der Arbeit immer mehr vereinigen und sich nicht nur freundlich anschauen, sondern auch einander kräftig die Hände schütteln möchten, und dies nicht nur hier im Saale, sondern auch draußen."

Diese Einleitung konnte als ein günstiges Omen für die nachfolgenden Verhandlungen gelten, die denn auch in der Tat von dem gleichen friedlichen Ton und freundlichen Sinn begleitet waren. Diese persönliche Annäherung ist mit Freuden zu begrüßen, wenn man auch leider für die Praxis nicht sogleich allzu sanguinische Hoffnungen darauf bauen darf, denn die Grundsätze der gewaltigen katholischen Propaganda sind noch immer stärker als der gute Wille einzelner friedfertiger Männer, die ihr unterstehen.

Die prinzipiellen Gegensätze, welche in den Systemen liegen, traten auf dem Kongreß wenig hervor; sie schienen gewissermaßen nur hier und da durch. So wurde z. B. auf die Anregung Inspektor Haußleiters, eine Statistik der evangelischen und katholischen Mission nach gleichen Gesichtspunkten herzustellen, katholischerseits erwidert, daß dies unter Anderem infolge der zu verschiedenen beiderseitigen Missionsbegriffe vorläufig noch kaum durchführbar sein würde.

Im übrigen war man sichtlich bemüht, die gemeinsamen Aufgaben zu betonen und die Punkte aufzuweisen, wo ein Zusammengehen möglich und nötig ist, z. B. in kulturellen und Schulfragen, ferner in der Abwehr des Islam, in der Forderung und Förderung einer strengeren Sittlichkeit unter den weißen Kolonisten usw. Ja noch tiefer ging die Einigkeit. Sie wurde in dem letzten Missionsziel gefunden. Es war einer der schönsten Momente in den Verhandlungen, als man auf diesen Punkt kam. Schon der Provinzial Linckens, Missio-

*) Damit meine ich nicht die einzelnen Tatsachen, sondern das Gewebe als solches.

nar vom heiligen Herzen Jesu, der den ersten Vortrag in der vierten Sektion hielt über „die Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland", ließ die Worte fallen: das Ziel der evangelischen wie der katholischen Mission sei das gleiche, nämlich die Heiden dahin zu führen, daß sie den, der allein wahrer Gott ist, und den, welchen er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen. Missionsinspektor Haußleiter (Barmen) griff diese Worte auf und sprach es aus, daß hier die Basis zu einer Verständigung gefunden sei; und wenn es auch an Reibereien in der Hitze der Missionsarbeit draußen fernerhin nicht fehlen werde, so könne man doch von diesem gemeinsamen Boden aus die Richtlinien für einen jedesmaligen Ausgleich finden. Und Pater Goette leitete seinen Vortrag über die Frage: „Was soll der Missionar den Heiden, was dem Vaterlande sein?" mit den Sätzen ein:

Der christliche Missionar betrachtet sich als einen Sendling Christi, darum muß Christi Lehre seine Lehre, Christi Ideal sein Ideal, Christi Wirken sein Wirken sein. Er muß den Heiden auf die großen, sie bewegenden Fragen nach dem „Woher?" und „Wohin?" des Lebens Christi Antwort bringen, muß Christi Leben, das eine einzige große Liebestat bildet, in sich ausgestalten.

Als dann Pastor Stosch (Berlin) den Referenten fragte, ob er den Sinn seines Vortrages dahin zusammenfassen könnte, daß der Missionar seinem irdischen Vaterlande am besten diente, der das himmlische Vaterland stets im Auge behalte, antwortete dieser unverweilt: „Selbstverständlich!" Was wäre es doch Großes, wenn die Missionspraxis überall von dieser Ueberzeugung getragen und beherrscht würde! Dann gäbe es ja keine „feindlichen Brüder" mehr, weder hier noch dort draußen! Leider sind wir aber noch weit davon entfernt, wie schon einige nach dem Kongreß erfolgte Erklärungen katholischer Patres beweisen.

2. Die Schulen und die Sprachenfrage

Welch eine große Kulturmacht die Missionsschulen in den Kolonien repräsentieren, zeigte das gediegene Referat von D. Oehler (Basel) über „die Schultätigkeit der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien". Um aber das Schulwesen noch weiter auszubauen und immer fruchtbarer zu gestalten, bedarf die Mission reichlicher finanzieller Unterstützung und doch zugleich möglichst großer Bewegungsfreiheit. Für beide Wünsche fand man Verständnis auf dem Kongreß. Das größte Interesse wandte sich in der Diskussion der Sprachenfrage zu. Auf der einen Seite vertrat Professor Meinhof den Wunsch, daß das Kisuaheli in Deutsch-Ostafrika die lingua franca bleiben und nicht durch gewaltsame Einführung des Deutschen verdrängt werden sollte. Auch der frühere Gouverneur v. Liebert trat dafür ein, daß die deutsche Sprache den Weißen vorbehalten bliebe; denn den Negern imponiere es am meisten, wenn die Deutschen als das Herrenvolk des Landes eine Sprache redeten, die jene nicht verstehen. Dagegen verfochten die Missionsleute die Forderung, daß das Deutsche als Amts- und Umgangssprache eingeführt und also auch in den Schulen gelehrt werde. Denn — so wurde gefolgert — die Kultur pflege der Sprache zu folgen; wir würden also, wenn wir die deutsche Sprache nicht auszubreiten suchten, die Fortschritte der deutschen Kultur in unseren Kolonien verlangsamen und damit eine nationale Pflicht vernachlässigen. Nur das sollte man nicht verlangen, daß das Deutsche schon in den Elementarschulen als Unterrichtssprache benutzt würde. Denn das würde der Missionsarbeit und der geistigen Entwickelung der Eingeborenen zum Schaden gereichen. Auch vom Standpunkt der Rechtspflege aus trat ein Redner für den Gebrauch des Deutschen ein. Zugleich wurde aber mit Recht von verschiedenen Seiten, und namentlich wieder von Gouverneur v. Liebert, entschieden als notwendig hingestellt, daß auch umgekehrt sich die Beamten mehr des Studiums der Eingeborenensprache befleißigen müßten. Schließlich wurden folgende beiden Resolutionen angenommen:

Der Deutsche Kolonial-Kongreß 1905 bezeichnet es als notwendig, daß die Kolonialbeamten sich mehr, als das bisher der Fall ist, mit Erlernung der Eingeborenensprachen befassen; denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren. Daneben ist dahin zu wirken, daß in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde.

Die Mission kann in ihren Schulen, insbesondere den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren. Sie ist selbstverständlich bereit, in ihren Schulen den Unterricht im Deutschen nach Möglichkeit zu fördern, hält es dabei aber für wünschenswert, daß die Unterstützung der Missionsschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht allein unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolgt.

3. Die Bekämpfung des Islam in Afrika

Die beiden Vorträge über diesen Gegenstand lösten eine sehr lebhafte Diskussion aus. Pastor J. Richter hatte zum Thema: „Der Islam eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien," und der Provinzialobere der Weißen Väter Dr. Froberger beantwortete in seinem Referat die Frage: „Welches ist der Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung?" Beide kamen darin überein, daß vom Islam her nicht nur der Mission, sondern auch unserer ganzen kolonialen Kulturarbeit in Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika eine schwere Gefahr drohe. Dort erhebt sich jetzt die brennende Frage: Sollen diese Länder dem Christentum oder dem Islam gehören? In manchen Gegenden ist uns der Islam schon zuvorgekommen. Auch Männer, die von ganz anderem Standpunkt aus die Lage betrachteten, unter Anderen besonders der bekannte Kamerunforscher Oberstleutnant von Morgen, pflichteten dem pessimistischen Urteil der Berichterstatter über den Kulturwert des Islam bei.

Als man aber dann weiter fragte, mit welchen Mitteln man der Gefahr begegnen könnte, gingen die Meinungen auseinander. Da beide Referenten in der Suahelisprache einen der Hauptkanäle für die Verbreitung mohammedanischer Ideen sahen, wünschten sie (ebenso wie vorher in der Schulfrage), daß man das Kisuaheli nicht zur lingua franca in Ostafrika werden lasse, sondern die deutsche Sprache als Trägerin deutsch-christlicher Kultur an ihre Stelle setzen sollte. Zugunsten dieses Vorschlags wurde auf die Entwicklung Vorderindiens exemplifiziert, wo auch nur durch rechtzeitige Einführung der englischen Sprache dem weiteren Vordringen des Islam ein Damm entgegengesetzt worden sei.

Professor Meinhof jedoch erhoffte Nichts von diesem Verfahren für Deutsch-Ostafrika und hielt es außerdem auch für unmöglich, jetzt noch das Kisuaheli durch das Deutsche zu verdrängen, nachdem das erstere schon tatsächlich als lingua franca sich eingebürgert hätte. Mit um so mehr Nachdruck bezeichnete er als das einzige sicher wirksame Gegenmittel, daß man mit viel mehr Entschiedenheit als bisher aktive Mission unter den Mohammedanern an den Küstenplätzen treiben müßte. Und darin müßte die christliche Mission vor allem auch von seiten der weißen Kolonisten tatkräftig unterstützt werden. Der Islam breite sich so überraschend schnell aus, weil jeder Mohammedaner ein Missionar für ihn sei. „Ist aber auch jeder Weiße ein Missionar für das Christentum? Was den Islam in Afrika überwindet, ist allein unser Glaube."

Diese ebenso interessante wie wichtige Besprechung mündete in folgende Resolution aus:

Der Deutsche Kolonial-Kongreß 1905 wünscht dringend, daß in den afrikanischen Kolonien dem Islam und insbesondere der Ausbreitung der arabischen Kultur und Sprache in keiner Weise Vorschub geleistet werde; daß demselben im Gegenteil durch eine starke deutsch-christliche Kultur ein Gegengewicht geschaffen werde.

Adolf Schulze

Unsere Bibelstunde

Auf einmal waren wir beisammen und wußten selbst nicht wie. Die Frau eines Realprofessors hatte einmal zur Frau eines früheren Pfarrers gesagt, es wäre doch sehr hübsch und vorteilhaft, wenn sich ein paar Leute zusammenfänden, um mit einander die Bibel zu lesen. Man läse immer so viel darüber und man zankte sich um sie, aber man kennte sie leider zu wenig. Und die frühere Pfarrersfrau sagte es ihrem Mann, und der meinte, er hätte ja doch sonst nichts zu tun; an ihm

sollte es nicht fehlen. Natürlich müßten dann auch die Doktorsleute nebenan dazu. Und dann ging es wie immer: Einer brachte den Andern. Die Realprofessorsfrau brachte ihren Mann; und die Gymnasialprofessorsfrau hörte davon und wollte auch mitmachen, wenn auch ihr Mann wirklich keine Zeit bei allem Interesse an der Sache hätte. Dann kam noch eine Doktorsfrau und noch ein junger Doktor der Philosophie, der in Literatur unterrichtet; und da waren wir beisammen. Wir wollten uns alle nicht „erbauen" lassen, sondern wir wollten die Bibel kennen lernen, wie sie wirklich ist. Denn das öde Streiten über ihre Eigenschaften, Vorzüge und Fehler wird man doch allmählich leid. Dann begannen wir mit dem Alten Testament, das wir in der Uebersetzung von Kautzsch lasen. Leider gibt es ja noch keinen Kommentar dazu, den man brauchen kann. Mit der prachtvollen Biographie Davids in 2. Sam. fingen wir an, in der das Echtmenschliche samt der wundervollen Darstellungskunst so entzückt, die eine großartige Wahrhaftigkeit mit warmer Sympathie für ihren Helden zu verbinden weiß. Dann lasen wir noch ein paar Propheten, wobei aber doch dem Geschmack und dem Verständnis etwas viel zugemutet wurde, besonders bei den Damen. Darum strebte Alles nach dem Neuen Testament. Am Gründonnerstag lasen wir bloß die Leidensgeschichte nach Markus, ohne ein Wort dazu und darüber zu sagen, um ihre einzigartige Gewalt nicht abzuschwächen, und gingen dann bald auseinander. Dann machten wir uns an die einfacheren Briefe, den schönen Philipperbrief, den praktischen, aber von Luther doch etwas zu schlecht behandelten Jakobusbrief, und noch einige andere von den kleinen Briefen, und sind jetzt bei der Bergpredigt. Unser Leiter, der frühere Pfarrer, bereitet sich immer genau auf die Sache vor, und zwar mit Hilfe des im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Bibelwerkes. Er trägt uns dann vor, was er weiß, und wir sagen dann auch unsere Meinung dazu, wobei Jeder zum Worte kommen darf. Unser leitender Gedanke ist der: wir suchen uns stets klar zu machen, daß die Schrift bei der modernen Auffassung gar nichts verliert, sondern im Gegenteil an Klarheit und Kraft gewinnt. Wir wollen nicht erbaulich werden, aber manchmal wirds so ernst und feierlich, wie in der Kirche. Wir freuen uns alle immer auf den Freitag Nachmittag; am meisten Freude ist immer, wenn Jemand sich schon entschuldigt hat, weil er heute unbedingt gar keine Zeit hat, und auf einmal erscheint er doch. Weihnachten wars schön; da haben wir uns in das Harmoniumzimmer gesetzt, unter einem kleinen Lichterbaum die Weihnachtsgeschichten verlesen und dann gesungen, was das Zeug hielt. Das ist eine feine Sache, unsere Bibelstunde.

So was sollte mehr gemacht werden. Die vielen Vorträge und die vielen populären Schriften über die Bibel und das moderne Christentum sind wirklich oft ein Elend. Näscherei, aber keine Kost. Man regt sich an und man regt sich auf, aber es kommt nicht Viel heraus. Auf diesem innerlichen Gebiet fällt einem Nichts in den Schooß, es muß erarbeitet werden. Man muß suchen und forschen, selbst suchen und forschen, ob es sich also verhält. Gott behüte uns vor liberalen und modernen Nachschwätzern. Liberal heißt nicht in erster Linie, eine freie Meinung, sondern eine eigene Ueberzeugung haben. Um eine solche muß man sich mühen. Es gibt so viele litterarische Kränzchen. Sollte das eine oder das andere sich nicht einmal entschließen, sich mit einer gewissen Bibel zu beschäftigen? Man braucht ja gar nicht fromm dabei zu tun, sondern einfach aus dem Interesse am Wissen sich mit diesem für alle Geistesgeschichte wichtigen Buche eingehend zu befassen. Es ist wahrhaftig eine merkwürdige Sache, daß man alles Andere gelesen haben muß, aber dies Buch zu kennen, gehört nicht zu den Anforderungen der Bildung, dies Buch, das für alle Zeiten der Geistesgeschichte von der größten Bedeutung gewesen ist. N

Ein Tag auf der Freien Kirchlich-Sozialen Konferenz

Schon längst hatte ich mich darauf gefreut, einmal die Stoeckersche Kirchlich-Soziale Konferenz zu besuchen. Wenn ich die Berichte in Reich oder Reichsboten, in der Reformation oder den Kirchlich-Sozialen Blättern, in der Täglichen Rundschau oder in der Chronik der Christlichen Welt darüber las, so kam stets ein Gefühl aufrichtiger Hochachtung vor der hier geleisteten Arbeit über mich. Mit Beschämung verglich ich, was der Evangelisch-Soziale Kongreß an solcher Arbeit leiste; und es stand mir fest, daß er sich all zu sehr auf theoretisches Erwägen und Durchdenken, ja auf bloße Anregung des Interesses für die sozialen Fragen beschränke, und daß er von Stoeckers Konferenz viel, sehr viel zu lernen habe.

Nachdem ich einen Tag auf der Kasseler Konferenz geweilt habe, denke ich darüber anders. Der Vergleich hat mich zu der Einsicht bekehrt, daß es gerade das Richtige, weil das in dem Wesen des evangelischen Bekenntnisses Begründete ist, sich bei einer evangelisch-sozialen Kongreßarbeit auf die Darlegung, Beleuchtung und Diskussion der sozialen Fragen im Lichte des Evangeliums zu beschränken. Die unmittelbare Verbindung zwischen solcher Konferenz und der praktischen sozialen Arbeit birgt so große Gefahren in sich, daß man besser tut, das positive soziale Wirken und Schaffen den dafür vorhandenen profanen Organisationen zu überlassen. Besondere evangelisch- oder kirchlich-soziale Gründungen können es nicht leisten, ohne Evangelium und Kirche zu gefährden.

Als ich früh morgens in Kassel ankam, begab ich mich sofort ins Evangelische Vereinshaus um zu hören, wie der Generalsekretär Lic. Mumm den Geschäftsbericht erstattete. Die Kirchlich-Sozialen Blätter verzeichneten in ihrer Einladung diesen Geschäftsbericht als ersten Programmpunkt des Tages; die geschlossene Vorstandssitzung hatte schon am Abend vorher stattgefunden. Vom Evangelisch-Sozialen Kongreß her war ich gewöhnt, daß dieser Teil des Programms in voller Oeffentlichkeit erledigt wurde; das Publikum erfährt hier, wie es mit Einnahmen und Ausgaben, Mitgliederzahl und Organisation, mit den freundschaftlichen Beziehungen zu ähnlichen Gründungen, mit gemeinsamen und selbständigen Arbeiten und wie es mit dem Kampfe gegen die feindlichen Bestrebungen im abgelaufenen Jahre gestanden hat. Bei der Unübersichtlichkeit, welche die Arbeit der Kirchlich-Sozialen Konferenz für jedes Nichtmitglied hat, wäre es mir doppelt interessant gewesen, darüber Etwas zu hören. Denn wie verhält sich die Kirchlich-Soziale Konferenz zur Sozialen Geschäftsstelle? Wie zur Zentralstelle fürs evangelische Deutschland? Wie wird die Beziehung zu dem Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine gepflegt? Wie die zur Evangelisationsbewegung? Wie behandelt man das Verhältnis zum Evangelisch-Sozialen Kongreß oder zum Verein für Sozialreform? Wie verläuft die gemeinsame Arbeit mit der Sittlichkeitsbewegung? Wie die mit der Stadtmission? Wie wird die schwierige Abgrenzung der Konferenz von den politischen Parteien vollzogen? Wie die von den kirchenpolitischen Gruppen? In welcher geschäftlichen oder idealen Abhängigkeit sind Zeitungen wie das Reich und jetzt auch die Staatsbürgerzeitung von der Konferenz? Das alles sind Fragen, welche uns öffentlich beantwortet werden müssen, wenn wir der Kirchlich-Sozialen Konferenz glauben sollen, daß sie politisch und kirchenpolitisch neutral sei.

Mir wurde aber bedeutet, daß die Versammlung, in welcher der Geschäftsbericht abgelegt wurde, eine geschlossene sei.

Die Konferenz sollte sich nicht darüber täuschen, daß man diese Heimlichkeit mit um so größerem Mißtrauen beobachtet, als die Arbeit so vieler hervorragender Mitglieder, Beamten, Agenten und Wortführer gleichzeitig bei ihr und in den Parteien jedem Zeitungsleser fast täglich entgegentritt. Haben die Christlich-Sozialen den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen geglaubt, daß sie politisch neutral seien, so lange deren Vertrauensleute durch regelmäßige Personalunion auch die Vertrauensleute der Fortschrittspartei waren? Sollten die vielen derartigen Personalunionen in der Kirchlich-Sozialen Konferenz ihr nicht auch zur Pflicht machen, durch Geschäftsordnung und Geschäftsgang gegen die Verquickung parteipolitischer und sozialer Arbeit eine so starke Gegenwehr aufzurichten, daß davon auch der Geschäftsbericht öffentlich Kunde geben kann?

Die Plenarversammlung wurde von Stoecker in großer

Frische eröffnet. Ohne allen Zweifel überragt er die andern Geister der Konferenz noch heute so sehr, daß schwer abzusehen ist, wie die Konferenz dereinst ohne ihn bestehen soll. Wenn er nicht mehr so wie früher die Gabe der kurzen Rede besitzt und die Beweglichkeit, auf die Einwände seiner Gegner einzugehen, so wird das bei seinem Alter nicht Wunder nehmen. Aber man kann kaum von Alter bei ihm sprechen, sondern muß ihn jugendlich nennen, wenn man ihn etwa mit seinem Freunde Pfarrer Weber von München-Gladbach vergleicht.

Rund vierhundert Teilnehmer hatten sich zur Konferenz eingefunden; von auswärts meist Pastoren und einige Lehrer, aus Kassel selbst viel ältere Damen. Kurhessen ist für die Konferenz der denkbar günstigste Boden: alte christlich-soziale Traditionen, kirchlich-sozialer Zweigverein, Antisemitismus, Raiffeisenkassen, evangelische Arbeitervereine, Mumms Agitationsreisen, im Hinterlande Stoeckers Wahlkreis, starke Gemeinschaftsbewegung, „gläubiges" Kirchenregiment. So enttäuschte die Zahl der Besucher. Aber vielleicht war ihre Qualität um so wertvoller und treuer? Wie wenig sie sich für die eigentliche Konferenzverhandlung interessierten, zeigte sich darin, daß gleich nach dem Hauptvortrag zu Beginn der sehr wichtigen Diskussion die Mehrzahl der Zuhörer den Saal verließ. Als die Diskussion etwa ihre Mitte erreicht hatte, zählte ich noch 75—100 Anwesende.

Nun aber der Hauptvortrag selbst! Professor Lic. Richard Grützmacher aus Rostock hielt ihn über die Frage: „Worin liegt die Ursache der Unwirksamkeit des Protestantismus im öffentlichen Leben?"

Grützmacher ist der Ueberzeugung, bisher habe der Protestantismus das öffentliche Leben nicht wirksam beeinflußt. Man müsse ja zugeben, daß er einen anerkennenswerten Einschlag dazu geliefert, „manchem bedeutsamen Scheit zu unserer Kulturentwicklung beigetragen" habe; aber eine Wirkung auf das öffentliche Leben, wie sie dem Protestantismus gebühre, sei das nicht. Für die Meinung, daß unser ganzes öffentliches Leben eine Schöpfung des protestantischen Geistes, für die These, daß Kant der Philosoph des Protestantismus, oder gar, daß die Maschine ihrem Wesen nach protestantisch sei, hatte er nur die mitleidige Ironie des Ueberlegenen.

Unter öffentlichem Leben verstand er Politik, Rechtsprechung, Wissenschaft. War mein Erstaunen schon groß, als ich die Behauptung, daß bisher der Protestantismus unsere Politik, unsere Rechtsprechung, unsere Wissenschaft nicht wirksam beeinflußt habe, so lebhaft verfechten hörte, so wurde meine Spannung noch größer, als Grützmacher auf die reformatorische Lehre vom Beruf zu sprechen kam. Mußten ihm da nicht die Augen aufgehen? Darüber könne ja — so führte er aus — kein Zweifel sein, daß der Protestantismus recht gehabt habe, als er das natürliche Leben für selbständig erklärte und somit auch das öffentliche Leben in seiner kulturellen und sozialen Entfaltung auf sich selber stellte. Wird Grützmacher, so fragte ich mich da, nun nicht sagen müssen, daß eben diese moderne Selbständigkeit des öffentlichen Lebens genau und allein die eine Wirksamkeit des Protestantismus sei, auf die es ankommt? und wird er dann nicht seine ganze These von der Unwirksamkeit des Protestantismus umstoßen müssen? Nichts derart. Aber doch auch noch keine falsche Lösung. In ganz zutreffender Weise führt Grützmacher weiter aus, daß die Selbständigkeit des natürlichen Lebens die Leitung dieses Lebens durch ein religiös-sittliches Prinzip, wie es der Protestantismus sei, nicht ausschließe. Jetzt muß er sagen (dachte ich mir), daß dies religiös-sittliche Prinzip nach Luthers Lehre die Macht des Wortes Gottes ist, daß nach unsern Bekenntnisschriften über aller Selbständigkeit des natürlichen und zumal des öffentlichen Lebens eine rein innerliche unbezwingliche Gewalt herrschen soll, die von keiner äußeren Gewalt weder herbeigeführt noch eingeschränkt werden kann: die Gewalt des Glaubens an die fröhliche Botschaft von dem sündenvergebenden Gott, der uns durch Jesus in sein Reich berufen hat. So dachte ich. Grützmacher aber dachte anders. Er unterließ es überhaupt, zu bestimmen, worin denn das religiös-sittliche Prinzip des Protestantismus bestehe. Auch nicht eine Andeutung darüber ist ihm entschlüpft, daß es sich hier um reine Innerlichkeit handelt. Seine Gedanken trieben ihn in der gerade entgegengesetzten Richtung und seine weiteren Ausführungen wurden immer unlutherischer.

Die Vorbildlichkeit des Katholizismus in seiner Wirksamkeit auf das öffentliche Leben hob er wieder und immer wieder hervor. — Ja ist denn die Art der katholischen Wirksamkeit auf das öffentliche Leben nicht das direkte Gegenteil von der Art, wie nach Luthers Lehre das „religiös-sittliche Prinzip" des Protestantismus seine Gewalt in allen Dingen dieser Welt auswirken soll?

Die Lehre der Reformatoren von der Sünde zog er heran und behauptete, ihr Sündenbegriff besage, daß nicht nur die Personen, sondern auch die Verhältnisse sündig seien; er folgerte daraus, daß also auch das unpersönliche öffentliche Leben sündig sei und daß deshalb der Protestantismus auf die Verhältnisse, nicht immer nur auf die Personen einzuwirken habe. — Konnte er denn vergessen, daß die Reformatoren ihren Sündenbegriff vom Begriff der Sündenvergebung aus gewonnen haben? Kann man dem „öffentlichen Leben" oder den „Verhältnissen" Sünden vergeben? Oder sollte es nicht doch wohl richtig sein, daß nur mir und dir, nur jedem Einzelnen seine Schuld von Gott verziehen wird?

Aber gerade, daß der Protestantismus bisher sich nur um den Einzelnen gekümmert habe, daß er seine Aufgabe darauf beschränkt habe, Seelen zu gewinnen: das ist in Grützmachers Augen der protestantische Kardinalfehler. Dadurch ist er so zersplittert, daher so unselbständig. Trachtete er am ersten nach dem Einfluß aufs öffentliche Leben, dann würde ihm auch der Einfluß auf die einzelnen Seelen zufallen. — Wir meinten bisher: Evangelisch ist es, die einzelne Seele durch die Predigt der Sündenvergebung gewinnen zu wollen und darauf zu vertrauen, daß dann das öffentliche Leben unbeschadet seiner Selbständigkeit ganz von selber durch das evangelische Prinzip geleitet sein wird; katholisch ist es, das öffentliche Leben beherrschen zu wollen, um dadurch dann auch die einzelne Seele zu fangen.

In der öffentlichen Diskussion wurde keine einzige Stimme laut, die diesen schweren Abfall vom Luthertum und vom Geiste der Reformatoren überhaupt auch nur gestreift hätte. Vielmehr bewegten sich die Redner, soweit sie überhaupt auf Grützmacher eingingen, ganz und gar in der katholisierenden Richtung seiner Gedanken.

Pfarrer Julius Werner aus Frankfurt a. M. forderte statt der Zersplitterung Einheit, d. h. den Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen. Er verglich seine Wormser Synodalenbewegung mit dem Nationalverein von 1848, der die politische Einheit Deutschlands vorbereitet habe. Freilich sei jetzt die Zeit der kirchlichen Einigung noch nicht gekommen. Wir seien in dieser Hinsicht sozusagen erst bei 1866 angekommen. Noch hätten wir einen schweren Kampf, ein 1870 mit einem inneren Feinde (nach dem Zusammenhange seiner Rede konnte Werner mit diesem „Feinde" nur denselben kirchlichen Liberalismus meinen, dem man in Worms die Gleichberechtigung in der Kirche versprochen hat!) auszukämpfen, um zur wirklichen, nicht nur äußerlichen kirchlichen Einigung zu kommen. Und von dieser Einigung aus würde dann die Kirche auch die Macht gewinnen, das öffentliche Leben wirksam zu beeinflussen. „Wenn die Kirche wirken soll, dann muß sie Autorität haben, göttliche (!) Autorität, weil sie Ewigkeitsgüter verwaltet."

Die Vorbildlichkeit des Katholizismus, die schon Grützmacher in so starken Linien gezeichnet hatte, wurde fast von jedem Redner in immer neuer Wendung gepriesen. Das wurde selbst Stoecker zuviel und er stellte neben das katholische Exempel als besseres Vorbild die englischen und amerikanischen Kirchen. Freilich war es auch bei ihm das Katholisierende in diesen Kirchen, die Unterwerfung des Lebens unter das kirchliche Gottesgesetz und ihr Autoritätsglaube, was er gegenüber dem deutschen Subjektivismus an ihnen pries.

Daß unter den Mächten des öffentlichen Lebens über die Presse viele Worte gefallen sind, wird begreiflich erscheinen. Die meisten Nackenschläge bekam selbstverständlich die „Judenpresse", die immer wieder herhalten mußte. Aber Weber ver-

urteilte schlankweg die ganze Presse des gebildeten und besitzenden Bürgertums in die gleiche Verdammnis. Daß man selber auf kirchlich-sozialer Seite über eine große Preßmacht verfügt, über eigene Zeitungen und über eine ganze Schar nahestehender christlich-konservativer Blätter, das hielt man nicht für notwendig zu erwähnen. Ein Divisionspfarrer empfahl sogar Kirchenkollekten für gläubige Zeitungen. In jeder Provinz müßten aus kirchlichen Mitteln gläubige Provinzialblätter gegründet werden, die täglich erscheinen und das Volk kirchlich machen sollten. So gut man aus Kirchensteuern Kirchen baue, um darin protestantisch zu wirken, könne man aus diesen Geldern auch Zeitungen bauen, um darin zu predigen.

Arg ging es über unser Kirchenregiment her. Hatte Stoecker mit einer gewissen Anerkennung von jenen bekannten sozialen Maßnahmen des Oberkirchenrats gesprochen, die er in Verfolg der Beschlüsse der letzten Generalsynode ergriffen hat, so übergoß gleich darauf Weber den Oberkirchenrat und seine christlich-soziale Fürsorge mit der Lauge bittersten Hohnes und Spottes. Und auch sonst erging sich die Kritik unserer Kirchenregierung in solchen Ausdrücken, daß Diakonissenhauspfarrer Sardemann genötigt war, die Warnung auszusprechen, man solle doch nicht „mit Steinen auf die Landeskirche werfen“.

Ein konservativer Politiker endlich, Rittergutsbesitzer von Bodelschwingh, war tief beglückt, in Vortrag und Diskussion endlich einmal klar und deutlich die Zusammengehörigkeit von Politik und Christentum als die Aufgabe des Protestantismus verkündet gehört zu haben. Und die Sache sei doch so einfach: „die Politik will dem Nächsten helfen, das Christentum lehrt die Nächstenliebe, also gehören beide zusammen.“ — Hatte er Unrecht, wenn er das, was bei Grützmacher „Wirksamkeit des Protestantismus im öffentlichen Leben“ hieß, in seinem schlichten, geraden Laienverstande „Politik“ nannte?

Ich berichte nur von der Hauptversammlung. Die Arbeitskommissionen, welche über eine Reihe von Spezialfragen am Nachmittag und wieder am darauffolgenden Morgen tagten, sind nicht öffentlich. Die Thesen, die ihren Verhandlungen zu Grunde gelegt waren, stehen in Nr. 4 der Kirchlich-Sozialen Blätter abgedruckt. Sie unterscheiden sich nach ihrer Tendenz nicht von dem Geiste, der die Plenarversammlung beherrschte.

Ich hatte mir eigentlich auch am zweiten Tag noch den Vortrag von Pfarrer Julius Werner über das Thema: „Gerechtigkeit — nicht bloß Liebe, die Grundlage der modernen Arbeiterbewegung“ anhören wollen; aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Bekümmert über die grenzenlose Verwirrung in den Kreisen unserer Kirche, die sich die „positiven“ nennen, und voll Schmerz über die Verkehrung des Luthertums in sein Gegenteil durch einen lutherischen Professor der Theologie bin ich noch am selben Tage abgereist. Mir wurde dabei immer lutherischer zu Mute: eine Konferenz, die im Geiste der Reformatoren, ein Kongreß, der evangelisch wirken will, muß sich gerade um deswillen gegenüber den sozialen Fragen auf die Predigt des Wortes Gottes beschränken, auf die Gewinnung der einzelnen Seele; nicht auf Macht und nicht auf äußere Wirkung, nicht auf eine eigene Sozialpolitik darf er sein Augenmerk richten. Die praktische Arbeit überlasse er, weil er evangelisch ist, den rein weltlichen Ordnungen und Arbeitsgemeinschaften, die sich dafür gegründet und bewährt haben.

Friedrich Michael Schiele

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung

1

Ueber 1 1/2 Millionen deutsche Arbeiter und Arbeiterinnen sind in Berufsverbänden organisiert, um ihre soziale Lage zu verbessern. Soll ich den Werdegang dieser gewaltigen Bewegung eingehend schildern? Das ist hier unmöglich. Wer darüber gründlichen Aufschluß haben will, greife zur einschlägigen Litteratur; ich muß mich bei der geschichtlichen Behandlung mit Skizzen und Andeutungen begnügen.

Meine Aufgabe sehe ich in erster Linie in einer Schilderung der jetzigen Gewerkschaftsbewegung mit ihren Zwecken und Zielen, in ihrem Umfang und ihrer Bedeutung. Nebenbei will ich noch etliche Bemerkungen über die Stellung evangelisch-christlicher Kreise zu diesen Verbänden einflechten. Selbstverständlich machen unter diesen Umständen die nachfolgenden Ausführungen nicht den Anspruch auf Vollkommenheit. Es darf aber vielleicht ausgesprochen werden, daß es sich hierbei um eine Bewegung handelt, der ich in einer arbeits- und kampfesreichen Vergangenheit außerordentlich nahe gestanden habe.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung ist ein notwendiges Korrelat der kapitalistischen Produktionsform, ein ruhmvoller Beweis vom Kulturdrang der deutschen Arbeiterschaft. Nur eine tiefstehende stumpfe Volksmasse hätte die Ausbeutung willig ertragen, welcher Hunderttausende von Männern, Frauen und Kindern, insbesondere beim Einsetzen des industriellen Aufschwunges, ausgesetzt worden sind. Die Gewerbefreiheit brachte uns den freien Arbeitsvertrag, der, wenn er nicht zum Hohn werden sollte, zwei gleich starke Kontrahenten voraussetzte. Diese waren aber nicht vorhanden. Beim Einzelvertrag ist und bleibt der Arbeitgeber immer der stärkere, bei der heutigen Konzentration des Kapitals sogar der erschreckend mächtigere Teil. Er diktiert dem Arbeiter, der Nichts hat als seine Arbeitskraft, — die er dazu in den meisten Fällen nur am Wohnorte verbrauchen kann — seine Arbeitsbedingungen. Das ist kein Arbeitsvertrag, weder dem Worte noch dem Sinne nach, sondern einfach die Diktatur der Uebermacht. Der einzelne Arbeiter, der sich den Bedingungen nicht unterwirft, ist einfach dem Hunger preisgegeben.

Immer mehr werden die individuellen Privatbetriebe durch Aktiengesellschaften verdrängt, deren Streben nur auf die Gewinnung hoher Dividenden hinausläuft. Der sogenannte „sittliche Mittelpunkt“ in Gestalt eines loyalen Fabrikbesitzers wird in der Großindustrie immer mehr ausgeschaltet. Und wo er noch vorhanden ist, wird er durch Kartelle, Syndikate und Trusts in seiner Bewegungsfreiheit arg beschränkt. Als die wirklichen Arbeitgeber kommen fast nur noch die großen Unbekannten in Betracht, welche die Aktien besitzen und keinerlei Interesse am Ergehen der Arbeiter haben.

Diese Tatsache trat mir erst kürzlich wieder bei einem Gespräch mit einem Fabrikdirektor recht klar vor die Augen. Dieser ist ein reformatorisch angelegter, wohlwollender Herr. Deshalb teilte er auch eines Tages dem Hauptbeteiligten an dem Aktienunternehmen mit einer gewissen Begeisterung mit, daß er die Fabrik nach allen Gesetzen der Hygiene und Erfahrung eingerichtet habe; dabei lud er ihn ein, die Fabrik einmal zu besuchen. Der Bankier antwortete ihm, „daß er das nie tun werde, weil er hieran ganz und gar kein Interesse habe. Für ihn habe nur der Jahresabschluß einen Wert, alles Andere sei ihm gleichgültig.“

Einer derartigen beängstigenden Entwicklung gegenüber mußten die Arbeiter auf Mittel und Wege sinnen, um den Arbeitsvertrag ihrerseits zu beeinflussen. Es war dies um so notwendiger, als Staat, Kirche und Gesellschaft gegenüber diesen Vorgängen wie mit Blindheit geschlagen schienen. Wohl gab es einzelne Personen unter den Bildungselementen des Volkes, welche die üble Lage der Arbeiter erkannten und das Gewissen des Bürgertums zu verschärfen suchten. Im allgemeinen war aber eine völlige Verständnislosigkeit der — oberen Massen zu verzeichnen; ist sie doch selbst heutzutage noch nicht ganz beseitigt. Beim Staunen über die industrielle Blüte vergaß man deren Hauptträger, den Arbeiter. Besitz und Bildung verbrüderten sich mehr und mehr, nicht selten sogar mit ihrer Spitze gegen die Arbeiter, die als begehrliche, unzufriedene Menschen angesehen wurden. Die Sechziger Jahre wurden damit für die soziale Entwicklung Deutschlands geradezu verhängnisvoll. Es ist bekannt, daß Bebel damals für eine Politik im Interesse der Arbeiter, gemeinsam mit den bürgerlichen Elementen, zu haben war. Aber der Nationalverein lehnte die Mitarbeit der Arbeiterschaft ab und das Bürgertum ist heute noch soweit von der Anerkennung der Gleichberechtigung aller Stände entfernt, daß es innerhalb seiner Parteien für Reichstagsabgeordnete aus den Reihen der Arbeiter immer noch keinen Raum gefunden hat.

Was war unter diesen abnormen Verhältnissen natürlicher, als daß sich die Arbeiter allein organisierten, und zwar nicht nur, um berufliches Elend zu beseitigen, sondern auch, um eine Gesellschaft zu bekämpfen, in deren Augen sie sich nur als Ausbeutungsobjekte vorkommen mußten? Sie vereinigten sich, so gut es damals ging, und zwar unter den denkbar größten Schwierigkeiten. Der freie Arbeitsvertrag sollte zur Wahrheit werden, indem man anstelle des schwachen einzelnen Arbeiters die Organisation der Berufsgenossen setzen wollte. Durch gemeinsame Kraft sollte ein Kontrahent geschaffen werden, nicht nur im Interesse der Arbeiter und deren Angehörigen, sondern auch — damals ausgesprochenermaßen — auch in dem des Vaterlandes und der Gesamtheit des Volkes.

Diese nur flüchtig skizzierte Situation muß man berücksichtigen, wenn man die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung verstehen will. Als in den Jahren 1867 bis 1869 die Koalitionsverbote aufgehoben wurden, waren schon viele Gewerkschaftsverbände vorhanden. Die Not der Zeit hatte sich eben über die gesetzlichen Schranken hinweggesetzt. Die weiteren Organisationen wurden im engen Zusammenhang mit den damals vorhandenen oder in der Bildung begriffenen politischen Parteien begründet. Als die Pioniere für moderne Berufsverbände sind die Buchdrucker anzusehen. Fast gleichzeitig organisierten sich allerdings auch andere Berufe, doch erlangten deren Verbände erst nach langer Zeit eine größere Bedeutung. Sie wurden meist als unpolitische Gewerkschaften begründet, wenn auch von Anfang an eine starke Strömung für sozialdemokratische Gewerkschaften vorhanden war. Es ist für die späteren Ausführungen von Interesse, die Resolution kennen zu lernen, die auf dem Erfurter Gewerkschaftskongreß im Jahre 1872 einstimmig angenommen worden ist. Sie lautet:

In Erwägung, daß die Kapitalmacht alle Arbeiter, gleichviel ob sie konservativ, fortschrittlich, liberal oder Sozialdemokraten sind, gleich sehr bedrückt oder ausbeutet, erklärt der Kongreß es für heilige Pflicht der Arbeiter, allen Parteihader bei Seite zu setzen, um auf dem neutralen Boden einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation die Vorbedingungen eines erfolgreichen kräftigen Widerstandes zu schaffen, die bedrohte Existenz sicher zu stellen und eine Verbesserung ihrer Klassenlage zu erkämpfen.

Man sieht, das Problem der neutralen, einheitlichen Gewerkschaftsbewegung, um das heute noch stark gerungen wird, ist schon über dreißig Jahre alt. Die Neutralität konnte damals nicht zur Verwirklichung kommen, weil die Arbeiterschaft zur Opposition gegen die herrschende Macht geradezu erzogen worden war. Man sah in jedem Arbeiterverein eine Gefahr für Staat und Gesellschaft und machte ihm deshalb das Leben außerordentlich schwer. Im Jahre 1873 wurde im Reichstag ein Gesetzentwurf über die kriminelle Bestrafung des Kontraktbruches eingebracht, und im Jahre 1878 erließ man das Sozialistengesetz. Durch dieses kamen alle Gewerkschaften zur Auflösung, die sich auch nur im Verdachte sozialdemokratischer Tendenzen befanden. Durch das Sozialistengesetz, besonders aber durch seine schematische Handhabung, wurde der Gedanke der Volkseinheit und das Problem unpolitischer Gewerkschaften ungemein geschädigt. Der nationale Ausbau Deutschlands wurde um Jahrzehnte zurückgeworfen; und es ist zweifelhaft, ob dieser Fehler überhaupt noch einmal gut gemacht werden kann.

Die Führer der Gewerkschaften wurden freilich erfinderisch und agitierten teils geheim, teils gründeten sie Lokal- und Unterstützungs-Verbände. Der Buchdruckerverband wurde „modifiziert" und verlegte seinen Sitz nach Stuttgart. Aber auch Zentralverbände entwickelten sich im Stillen durch ein System von Vertrauensmännern in allen Industrieorten Deutschlands. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes waren, wie aus dem Boden gestampft, 58 Zentralverbände mit 301 500 Mitgliedern vorhanden. Man sieht hieraus, daß notwendige Volksbewegungen durch gesetzliche Maßnahmen zwar zeitweise gehindert, aber nicht unterdrückt werden können.

Seit dem Jahre 1890 nahmen die freien Gewerkschaften eine vielfach durch die Praxis der Behörden und Gerichte unterstützte gewaltige Entwicklung. Das sogenannte Zuchthausgesetz, die Zoll- und Handelspolitik der verbündeten Regierungen, der schleppende Gang der Sozialpolitik, die behördlichen Schwierigkeiten bei der Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechts, sowie eine unverständliche Spruchpraxis der Gerichte in Arbeiterfragen sorgten für eine ungemessene Fülle von Agitationsstoff. Hinzu kam der steigende Druck machtvoller Arbeitgeber und die nachweisbare Tatsache, daß durch gut geleitete Berufsorganisationen erhebliche Verbesserungen für die Arbeiterverhältnisse erzielt werden können. Die Frage der unpolitischen Gewerkschaften wurde fortgesetzt erörtert. Die parteipolitische Neutralität wurde sogar in etlichen Verbänden ernstlich angestrebt, bis die sozialdemokratische Partei es ihnen begreiflich machte, daß in der deutschen Arbeiterbewegung die Partei zu befehlen, die Gewerkschaften aber zu gehorchen haben. Nicht unerhebliche Ansätze einer gewissen Selbständigkeit und Unabhängigkeit sind trotzdem heute noch in manchen Gewerkschaften vorhanden. Sie dürfen aber vorläufig nicht weiter gepflegt werden, denn „wer nicht pariert, fliegt hinaus." Auch auf den letzten beiden Gewerkschaftskongressen in Stuttgart 1901 und Köln 1904 hat der Kongreßvorsitzende erklärt: „Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind Eins."

Damit ist auch die Stellung der freien Gewerkschaften zum Vaterland und zur Kirche präzisiert. Sie kommt allerdings nicht immer so offenbar zum Ausdruck, wie in der Partei. Man will alle Berufsgenossen zum Kampf um eine bessere Lebenshaltung gewinnen und ist deshalb bisweilen etwas vorsichtig. Die Tendenz dieser Gewerkschaften ist aber zweifellos monarchie-, kirchen-, heeres- und flottenfeindlich. Die Gewerkschaftspresse — jede Berufsorganisation hat ihr Organ — ist überdies fast durchweg in sozialdemokratischen Händen, wie überhaupt kein Gewerkschaftsbeamter mit einer anderen parteipolitischen Ueberzeugung gewählt wird.

Das kann und darf uns jedoch nicht abhalten, anzuerkennen, was geleistet worden ist. Die Gewerkschaften haben den Kampf um bessere Arbeitsbedingungen mit einer staunenswerten Energie aufgenommen und hierfür fabelhafte Opfer gebracht. Im Jahre 1904 hatten die sozialdemokratischen Gewerkschaften 63 Zentralverbände mit 1 052 108 Mitgliedern und eine Einnahme von 20 190 724 Mark, eine Ausgabe von 16 109 903 Mk. und ein Vermögen von 12 812 128 Mark. Unter den Ausgaben von über 16 Millionen Mark befinden sich 5,7 Millionen Mark für Streiks und 5,2 Millionen Mark für Unterstützungszwecke, wie Rechtsschutz, Reise-, Arbeitslosen-, Kranken-, Invaliden- und Sterbeunterstützungen. Unter diesen 63 Gewerkschaften, welche sich seit dem Jahre 1890 eine Generalkommission geschaffen haben, an deren Spitze der bekannte Reichstagsabgeordnete Legien steht, befinden sich Verbände von 500 bis zu 200 000 Mitgliedern mit Wochenbeiträgen von 20 Pfg. bis zu 1,40 Mk. Sie gehen von der Ueberzeugung aus, daß zwischen Kapital und Arbeit eine unüberbrückbare Kluft besteht, und vertreten den radikalsten Klassenkampfstandpunkt, der das Ergebnis der Lohnstreitigkeiten oftmals sehr ungünstig beeinflußt. Daß sich die Arbeiter als eine Klasse fühlen und als solche gegen die Unternehmer und deren Verbände kämpfen, ist ganz natürlich, schon weil die Unternehmerverbände ebenfalls einen Klassenkampfcharakter in sich tragen. Darum ist es unbegreiflich, wie man der Arbeiterschaft aus dem berechtigten, ihr oftmals aufgedrungenen Klassenkampf einen Vorwurf machen kann. Die Misere beginnt erst, wenn der Klassenkampf Selbstzweck wird und nicht mehr als Mittel zum Zweck benützt wird.

Chr Tischendörfer

Jost Seyfried

Ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern von Cäsar Flaischlen. Berlin, Egon Fleischel 1905. 2 Bände. 6 Mk.

Es wird mir schwer Etwas über Jost Seyfried zu schreiben, nicht gerade weil ich Nichts über ihn zu sagen wüßte, sondern weil ich zuviel Respekt vor diesem Buche habe. Ein Kritiker von Beruf würde vielleicht dieses Werk möglichst vom Dichter loszulösen versuchen, es erst ästhetisch zergliedern und beurteilen, und dann würde er sagen, daß es trotz aller Vorzüge nur eine

kleine Gemeinde finden könne, weil in unsrer raschlebigen Zeit Niemand dazu komme, zwei dicke Bände eines rein lyrischen Tagebuchs zu lesen, Lyrik in Prosa und Lyrik in Versen, wie es die Stimmung ergibt. Vielleicht hätte er auch noch Wünsche: Flaischlen solle mal lieber Dies oder Jenes schreiben, und warum er sich in solch gesuchter Interpunktion und Satzanordnung ergehe. Schließlich würde er noch sagen, daß Flaischlen immerhin ein bedeutender, eigenartiger und vielleicht auch eigensinniger Kopf sei von zweifelloser Begabung, aber — — und aber — —

Nun bin ich nicht Kritiker von Beruf; und wenn ich so in meinem abgelegenen Häuschen, fern von der großen Stadt sitze, und die Tiere des Waldes huschen an meinen Fenstern vorbei, Eichhörnchen und Nußhäher, Baumläufer und Elstern, dann erwacht in mir die Freude am Menschen und die Sehnsucht nach Menschen; dann kommen sie zu mir, gerufen und ungerufen.

So kam auch Jost Seyfried in mein Haus. Erst blätterte ich ein bischen und naschte hier und naschte da; dann fing ich an zu lesen. Auf einmal sagte ich laut: „Grüß Gott Jost Seyfried, ich freue mich Dich kennen zu lernen.“ Da guckten meine Kinder, die im Nebenzimmer bei der Lampe saßen, ganz verwundert zu mir herein und lachten.

Ich sage aber noch einmal: Grüß dich Gott, Jost Seyfried! Und ich wünsche dir alles Gute auf deiner Wanderung durch diese Welt: gute Freunde, die dir die Hand drücken und sagen: Wir gehn zum gleichen Ziele, du und ich. Wir sind von gleichen Blute, du und ich. Du hast mir Mut gemacht, als ich erlahmte. Du hast mir die Sonne gezeigt, als ich sie vor Wolken nicht sah. Du hast mich an den Sonntag erinnert, als ich im Werktag ersticken wollte.

Jost Seyfried ist ein durchaus persönliches Buch, vielleicht das persönlichste, das ich je gelesen habe, sodaß ich versucht wäre die Unart zu begehen, statt Jost Seyfried immer Cäsar Fleischlen zu setzen, wenn das die Vorrede, die ich natürlich erst zuletzt gelesen habe, nicht etwas erschwerte. Denn darin wird mehr bewußter Wille des Künstlers beim Entstehen seines Kunstwerks deutlich, als ich zuerst annahm. Mir schien es entstanden, wie wirklich ein Tagebuch entsteht, aus der Stimmung des Augenblicks geboren, aus der Not und der Freude jedes einzelnen Tages. Die Einteilung in fünf Bücher widerspricht dem auch gar nicht, denn tatsächlich gehen sie stark in einander über, besonders die drei ersten, die die Ueberschriften tragen: Sprüche eines Steinklopfers, Sturmbruch, Lieder eines Schwertschmieds.

Zuerst hatte ich den Eindruck, daß der Held des Buches, der Dichter Jost Seyfried, ein bischen ein wunderlicher Mensch sei, recht oft niedergeschlagen und sehr verbittert; auch fand ich, daß er gern mit Paradoxieen um sich wirft, um seinem Unmut Luft zu machen. Aber je weiter ich kam, um so lieber gewann ich ihn in seiner Lauterkeit und Tapferkeit und seinem feinen vornehmen Empfinden. Dabei hat er wie jeder Dichter ein zartes, fast überzartes Gemüt; wie kämpft er um seine Liebe, um die Schönheit und Reinheit einer Liebe, die von den Philistern nicht verstanden, oder gar herunter gezerrt wird, und schließlich nur deshalb zu keiner Ehe führt, weil Jost Seyfried seinen Idealen nicht untreu werden will und daher die gut bezahlte Stelle eines Familienblattredakteurs verschmäht. Von dem tapferen Mädchen, das eines Sinnes mit dem Geliebten ist, geht selbst die Lösung des Verlöbnisses aus; sie will ihn nicht von seiner Höhe herunterziehen:

Unsere Liebe soll größer sein, als unsere Sehnsucht —

Ich schreibe nur, wenn ich irgend eine Gefahr für dich sehe, ich stehe und halte Wacht.

Wir wollen für einander sein, du mir, ich dir, was das Licht der Oie ist für die, die auf dem Wasser sind ...

und am Tag die Sonne!
wir wollen an sie glauben und ihr treu bleiben,
und wenn auch Wolken sie verhängen ...
über Berg und Tal und alle Menschen hinweg!
und nie müde werden, gelt?!

Diese Liebesgeschichte ist nicht das Ereignis in dem Buch, um das sich Alles dreht, sie ist eine der großen Freuden und zugleich Entsagungen dieses Jost, „der auszog um ein Dichter zu werden.“ Aber trotzdem schimmert sie durch Alles, wie die Sonne an einem Nebeltag im Herbst; sie ist überall im Hintergrund seines Bewußtseins da. In „Herzblut“, dem vierten Buch endlich, zerreißen die Nebel und die Liebe bricht siegreich durch alles Quälen und Sorgen für wenige selige Sommertage; oben am Meer auf den weißen sonnendurchglühten Dünen wars:

Nun kann kein Leid uns mehr was haben,
nun kann kein Neid uns mehr was tun,
nun kann kein Sturm uns mehr schlagen,
alle Klagen, alle Fragen
lösen leise sich und ruhn!

Tief aus tiefblaustrahlendem Himmel
flutet die Sonne ihr flammendes Gold
und verflogen und zerstoben
sind alle Wetter, die uns umgrollt!

Und mit Rosen in den Haaren
und mit Rosen in der Hand
schreiten selig nun wir beide
in das sommerlachend weite
lieb und lieddurchjauchzte Land.

Ein großer Reiz des Buches liegt in seiner Naturseligkeit. Jeder Stimmung des Tages und der Nacht, Winters und Sommers, Werdens und Vergehens gibt sich der Dichter mit einer fast leidenschaftlichen Liebe hin. Bald legt er sein Fühlen in die Natur hinein, bald nimmt er aus ihr heraus Anlaß zu Trauer oder zu Freude. Bald schwingt sie mit ihm in harmonischer Begleitung, bald wieder wird sie zum grellen Gegensatz seiner Seelenempfindung. Besonders die Sonne hats ihm angetan, der kann selbst sein Leid nicht widerstehen. „Der ist mein Freund nicht, der die Sonne nicht mag.“ Sie reißt ihn allemal wieder heraus aus der Betrübnis und gießt Mut und Freude in seine Adern.

... fallen Nebel darüber,
schweigsam, trüb ...
meine Mutter ist die Sonne ... und ...
ich weiß, sie hat mich lieb!

Das letzte Buch „Tor auf!“ ist für uns das wichtigste, und es ist auch das bedeutendste. Hier hat Jost Seyfried sich durchgerungen durch die Enttäuschungen, den Mangel an Anerkennung und Erfolg, durch die Bitterkeit der Resignation, den Verlust der Geliebten und steht auf einer Höhe, von der herab er die Hand herunterreicht, um Andern weiterzuhelfen.

Was ich vermag: es ist nicht mehr:
als euch in stiller Feierabendstunde
zu zeigen:
wie es mir, gleich tausend Andern ging:
— — — — — — — — —
wie ich jede Zuversicht verlor
und wie ich plötzlich trotzig wurde:
was Andere zwingen, das zwingst du auch!
es gibt kein Schicksal! Verlust und Gewinn
ist nur, was ich selber will und bin!

Und wie ich die Arme dann frei mir rang
und wie ich den Kopf wieder hoch bekam
und wie ich mich zu mir selber fand
und wie sich langsam, immer klarer,
immer freier, voller und wahrer
aus der verschütteten Tiefe hob
alles, was ich seit Knabentagen
glühend in der Seele getragen!

Seine Kunst ist ihm Religion geworden, er fühlt sich als einer von Gottes Gnaden: „ich will euch heißen, was er mich geheißen.“ „Kunst ist nur, was ein höherer Mensch für sich und Andere an höheren Lebenswerten schafft in schöner Form.“ Sie ist ihm die heilige Aufgabe seines Lebens, sie ist nicht etwas von ihm Unabhängiges, etwas das er „kann“, sie ist er selbst, das Beste in ihm. Wie könnte er ihr auch sonst sein Lebensglück opfern.

In diesem fünften Buche liegt beinahe etwas Prophetisches; es wird immer heller, freudiger und sieghafter bis zum Schluß. Der Dichter beginnt das offene Geheimnis klar zu sehen, „die göttliche Idee der Welt, die aller Erscheinung zu Grunde liegt,“ wie Fichte es ausdrückt. Der Sinn des Lebens öffnet sich ihm und zwar durch sein eigenes Erleiden. Das Zufällige, Aeußer-

liche scheidet sich ihm vom Herzen einer Sache; er bleibt nicht daran hängen, und damit schwindet viel Pein und Häßliches und Trauriges:

Glaub nicht an die Unfreude, glaub nicht an die Verdrossenheit, glaub nicht an die Kleinlichkeit, die dir entgegentritt ...
wisse sie, aber glaube sie nicht!

Sieh durch sie durch, in ihre Herzen!
in ihren Herzen in der Tiefe wirst du nur Sehnsucht sehen, aus all der Not und Schwere ringsum heraus zu finden,
und an die glaub, mein Junge!
nicht an ihre Worte, nicht an ihre Taten!
an ihre Sehnsucht glaube, wenn du Dichter werden willst und ihnen helfen!

Der Dichter ist ihm Künder des Lebens, Künder der Gottheit, Prophet und Priester. Ich mußte dabei an Carlyle denken, wie er den Helden als Dichter schildert; Etwas davon hat Cäsar Flaischlen.

Du Dichter stehe auf
und lehre die Menschen hinaussehen über ihr Heute und bringe ihnen Glauben und mache ihre Seelen groß und frei!
Es gibt nur einen Weg zur Freiheit! den: eigenen und klaren Wollens!
und nur durch die Gesetze, die eure Großen euch geschaffen haben ... nicht gegen sie!
erfüllt sie und ihr werdet fühlen, wie sie tragen, und eure Flügel immer weiter breiten!
— — — — — — — — — — — — — — —
ich will nur die Möglichkeit euch zeigen, so zu leben, wie es sich vielleicht zu leben lohnt!
Wir brauchen keine neue Religion! wir haben Religionen genug, alte und neue, und jede einzelne ist wunderbar und groß und ewig genug!
Nur laßt nicht jede totes Wort nur sein!
lebt endlich einmal eine und macht Ernst!

Ich habe dieses Buch lieb gewonnen, und ich wünschte, daß auch aus unserem Kreis für den Dichter sich neue Freunde zu den alten fänden. Er ist wert, daß es ihm gehe, wie es in der Widmung heißt:

Ich möchte nicht bloß gelesen sein
und dann vergessen wo im Schranke
gleichgültig zwischen Fremdem stehn!
ich möchte euch im Herzen klingen,
ich möchte immer mit euch gehn
und um euch sein,
tagaus, tagein!
ich möcht euch trösten, seid ihr traurig,
und seid ihr froh, mich mit euch freun.

Helene Christaller

Verschiedenes

An Herrn Professor D. Warneck. Wir erhalten folgende Zuschrift:

Uns allen ist der klare, überzeugte und bei aller wissenschaftlich abgewogenen Ausdrucksweise warme Missionsartikel von Troeltsch im Nr. 1—3 dieses Jahrgangs der Christlichen Welt noch in guter Erinnerung. Uns war gerade dies Wort eines „Führers" der neuen Strömung von besonderm Wert. Jetzt lesen wir die kurze inhaltreiche Ansprache, die Warneck als Begrüßung an die 28. sächsische Missionskonferenz gerichtet hat, in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift 33, S. 157—159. Wir hören wieder die Rede von dem „seiner Mysterien entleerten Christentum, das ... die Offenbarung Gottes in religionsgeschichtliche Entwicklung umsetzt und das der Mission nimmt, worin sie seit den Tagen der Apostel bis heute ihre Berechtigung erblickt und ihre Kraft gehabt hat." Dann heißt es: „Seine Vertreter reden zwar noch von Missionspflicht, erklären aber, daß Sinn und Geist der heutigen Mission ein anderer sein müsse, als in der altchristlichen; sie sei »nicht Rettung und Bekehrung, sondern Erhebung und Entwicklung« der Religionen der Kulturvölker aus diesen selbst heraus, und bei den sogenannten Naturvölkern höchstens »Humanisierung«; »Ausbreitung der religiösen Ideenwelt Europas und Amerikas im engsten Zusammenhange mit der Ausbreitung der europäischen Einflußsphäre«, eine »moderne kulturell tätige« Mission. Daß an eine solche Mission eine ähnliche Kraft gesetzt wird wie an die bisherige und daß sie ähnliche Erfolge ergibt wie die bisherige — dafür liegt bis jetzt ein geschichtlicher Beweis nicht vor."

Wir fragen uns aufrichtig betrübt: ist es dem hochverdienten, hochverehrten Missionsmanne denn christlich nicht möglich, mit ein wenig mehr Wohlwollen eine Aussprache zu behandeln, die wahrlich nicht gering anzuschlagen ist? Welcher der Zuhörer bekommt bei diesem herben Seitenhieb auch nur annähernd ein Bild von der frommen und ernsten Gesinnung, aus der heraus Troeltschs Worte geschrieben, und von dem überaus reichen Inhalt der Aufsatzfolge, die die mitgeteilte kurze Bemerkung in durchaus schiefem Licht erscheinen läßt? Warum gar kein Wort der Anerkennung und Freude über diesen Ton von dieser Seite? Wir haben als langjährige dankbare Leser der Allgemeinen Missions-Zeitschrift es noch stets mit tiefem Bedauern verfolgt, daß Warneck bei Besprechung der das Missionsgebiet berührenden modern-theologischen Arbeiten zwar immer sachlich, aber auch nie anders als mit dem geringsten, eben zulässigen Maß von Wohlwollen — um nicht zu sagen: meist unfreundlich sich auszusprechen pflegt. Wir kennen Einen, der größer dachte über solche, die auf andern Wegen an das hohe Werk herantreten — den, auf den auch der Herausgeber der Allgemeinen Missions-Zeitschrift sich als Maßgebenden beruft. Dürfen wir eine Zeit erhoffen, wo wir vielleicht lesen: Noch haben sie nicht ähnliche Kraft und ähnliche Erfolge, aber das wachsende Interesse und die deutlicher erkannte Aufgabe geben Aussicht auf segensreiches Arbeiten?*)

A Zillessen

Kleine Mitteilungen. Im Jahrgang 1901 Nr. 18 haben wir schon einmal des Dichters Cäsar Flaischlen gedacht.

Daß Lionardos Abendmahl in Mailand nicht mehr gezeigt würde, wie ich unterwegs hörte, ist falsch. Es haben es Leser unsers Blattes, wie ich aus freundlichen Mitteilungen ersehe, noch in den letzten Wochen gesehen, und von allen Seiten wird bezeugt, daß das Werk trotz seiner Zerstörung noch immer einen tiefen, mächtigen Eindruck macht.

Die Meunier-Ausstellung ist jetzt im Frankfurter Römer zu sehen. Ein Freund schreibt über den Eindruck, den sie auf ihn und seine Frau gemacht hat: „Die Ausstellung ist etwas ganz unsagbar Großes und Gewaltiges. Freilich hat sie auf uns genau gegenteilig gewirkt, wie auf die Verfasserin des Artikels in Nr. 18. Meunier schildert nicht den Triumph der modernen Arbeit, sondern ihren furchtbaren Ernst, der Menschen zu Maschinenteilen macht und Jung und Alt an Ketten legt, wund und früh müde macht. Ganz besonders erschütternd sind die oft dargestellten „Alten", Greise und Greisinnen, so früh verbraucht und stumpf geworden. Der „verlorene Sohn" hat — soviel ich weiß, ist das die ausgesprochene Meinung des Künstlers — mit Lukas 15 Nichts zu tun. Es ist ein verloren geglaubter, geretteter Sohn. Natürlich kann man sichs auch so zurechtlegen, wie Nr. 18 will. Das Ganze empfand ich als eine Predigt von tiefem sozialen Ernst: So viel Schweiß, Opfer und Gefahr kostet eure moderne Kultur, ihr Beschauer; seid den Brüdern im Bergwerk und am Hochofen dankbar und ehrt sie!" — Aus Kunstwerken soll ein Jeder heraushören, was sie ihm sagen. Uebrigens ist ein eingehender Artikel über Meunier schon längere Zeit unterwegs.

Fogazzaros Roman „Der Heilige" (vgl. Nr. 1 d. J.) ist zensuriert worden und der Dichter hat die Zensur anerkannt. Wir waren gespannt, was nun die katholische Zeitschrift machen würde, die uns den Roman in deutscher Uebersetzung bringt, seit Januar in bisher vier Heften. Diese treffliche Monatsschrift — Hochland, vierteljährlich 4 Mk., Jos. Köselsche Buchhandlung München und Kempten, Herausgeber Karl Muth — zieht die Konsequenz des „unerwarteten" römischen Spruches und läßt ihr neuestes Heft ohne Fortsetzung des Heiligen ausgehn. „Einem juristischen Bedenken auszuweichen, das Leser geltend machen können, die das Recht der Lektüre haben, entschlossen sich Redaktion und Verlag, den Schluß des Romans auf ein von Abonnenten an die Redaktion gerichtetes ausdrückliches Verlangen hin unentgeltlich zu versenden." Man kann nicht ohne Mitleid sich in die peinliche Situation hineinempfinden, in die Katholiken, die von einem freieren geistigen Streben beseelt sind, durch solche Bevormundung versetzt werden. Welche Fesseln, welche Fesseln!

Herr Carl Hunnius hat Recht, wenn ihm die in Nr. 17 gegebene Verbesserung der in 1905 Nr. 44 enthaltenen Verunstaltung seines Gedichts noch nicht genügt. Es muß also dort heißen:

Aus tausend weißen Sternen wogt die Blumenau
Am Wiesenquell der Hagar selige Gewährung,
Den Gottesgruß mir zu am Tage der Verklärung.

Der Vollständigkeit wegen sei aus dem Gesamtregister des vorigen Jahrgangs wiederholt, daß es in der fünftletzten Zeile des Gedichts heißen muß „himbeerfarbner" statt „wunderfarbner".

Herr Dekan Römer in Nagold setzt unsrer Aussage, daß die Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt und ihr Vorstand mit den Veröffentlichungen Schieles über die Beförderungen theologischer Dozenten in Preußen lediglich Nichts zu tun haben, die Versicherung entgegen, daß dies unmöglich sei. Das ist so seine Art: er weiß auf Grund sinniger Kombinationen auch Sachen, die nicht sind. Und nun sogar, trotzdem einer, der es wissen kann, ihm sagt, daß sie nicht sind. Was soll man da tun? Herr Dekan Römer darf einen Beweis

*) Mich wundert immer am meisten, wenn ich das Verhalten Warnecks und seiner Gesinnungsverwandten zu dem Missionswillen freierer Christen beobachte, daß ihnen gar nicht der Gedanke kommt, ob nicht das Opfer auch nur eines aufrichtigen Missionslebens draußen, das in die Wagschale der modernen Theologie fällt, von Gott könnte so hoch geachtet werden, daß es viel Unwert aufwiegt. Die Art, wie Warneck und Genossen nach quantitativ meßbaren Erfolgen fragen, fällt unter das Urteil, das in Nr. 5 d. J. „wider die Zahl" ausgesprochen worden ist, und bedeutet gerade im Lichte der Missionsgeschichte eine durch Wiederholung sich nicht vermindernde Unbilligkeit. R

der Achtung vor seiner Person und Sache darin erkennen, wenn wir uns zuweilen auf eine Berichtigung ihm gegenüber eingelassen haben: von jetzt an kann er drucken, was er mag, wir werdens ihm nicht wehren. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Mittwoch 16. Mai 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Der moderne Monismus (Mensing-Dresden).

Görlitz. Donnerstag 31. Mai 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Der Zweck der Predigt (im Anschluß an den Fall Römer). Pastor Nithack-Stahn.

Hamburg. Montag 21. Mai 8 Uhr Hotel zu den 3 Ringen Klostertor 7: Hilligenlei.

Leipzig. Donnerstag 17. Mai 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Petersstraße: Der Beitrag des Protestantismus zum Entstehen der modernen Welt, nach Troeltsch (Oberlehrer Dr. Heussi).

Kirchlich-Theologische Konferenz Brandenburg
Monatlicher Diskussionsabend

Berlin. Donnerstag 17. Mai 8 Uhr in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstr. 13/14: Inwiefern vertreten die nachpaulinischen Schriften des Neuen Testaments (Petrus und Jakobus) berechtigte Seiten des Christentums? Pastor Lic. Dr. Violet.

Freunde evangelischer Freiheit

Ortsgruppe Coblenz. Mittwoch 16. Mai abends 7 Uhr (im Hotel Rizza, Nähe Festhalle): 1. Diskussionsabend. Pfarrer Krüger-Velthusen-St. Goar: Die Freiheit des Gedankens und die Landeskirche. Gäste willkommen.

Versammlungskalender

8. 9.	Mai	Konferenz evangelischer Geistlichen und Gemeindeglieder Diez (Lahn)
9. 10.	„	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16. 17.	„	Berufsarbeiterkonferenz für Seemannsmission Hamburg
16.—21.	„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
5.— 7.	„	Konferenz von Religionslehrerinnen Stettin
10. 11.	„	50. Jahresfest Ostdeutscher Jünglingsbund Berlin
15. 16.	„	Konferenz über die Wirksamkeit des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes Berlin
23. Juli—4. August		Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
25.—27.	„	Gustav Adolf-Verein Augsburg
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	„	Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine Hannover

Für einen Arbeiter auf dem Lande, wegen Verlust der linken Hand und des rechten Armes zu jeder Arbeit unfähig, aber nicht ohne geistiges Interesse, wird passende Lektüre gesucht. Wer sendet überflüssig gewordene ältere, wegen der Hilflosigkeit des Mannes wenn möglich **gebundene**, Jahrgänge von illustrierten Zeitschriften passender Art (Gartenlaube, Daheim u. a.) unentgeltlich ein und hilft einem Armen über die furchtbare Langeweile weg? Zusendungen erbeten an **Pfarramt Mechterstädt (S.-Gotha).**

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 55: **Stuckert**, Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Tübingen, J. C. B. Mohr. 54 S. 80 Pfg.

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 56: **Gottschick**, Die Lehre der Reformation von der Taufe. Ein theologisches Gutachten zum Bremer Taufstreit. Tübingen, J. C. B. Mohr. 55 S. 80 Pfg.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 18. Die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser — Intellektuelle Sünde — Hat unsere Landeskirche einen einheitlichen Bekenntnisstand? — Aus Preußen: Fall Römer; Akademische Beförderungen; Rheinland; Zur Schulvorlage; Gemeindehelfer in Preußen — Mancherlei: Von allerhand Konferenzen; Ein evangelischer Volkstag

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemäße Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.

Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weißheimer**, Freiburg i. Br.

Die moderne Theologie
auf der hannoverschen Landessynode

Aktenmässiger Bericht mit Einleitung und Erläuterungen
von **A. Chappuzeau**

$5\frac{1}{2}$ Bogen Lex.-8° 75 Pfg.

Ueber die Grenzen Hannovers hinaus, wo nach der unerwarteten Wahl Prof. Boussets in die Synode der Kampf um die Berechtigung der modernen Theologie innerhalb der Kirche so sachlich, eindringlich und temperamentvoll von beiden Seiten geführt ist, wie wohl auf keiner andern Provinz.-Synode, muß diese Schrift Beachtung finden.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Ausschreibung

Da unser bisheriger Seelsorger Herr Pfarrer Hermann Schmidt, demnächst Hohenstadt verläßt, kommt die

Pfarrstelle

in unserer Gemeinde **Hohenstadt** (mit den Predigtstationen **Müglitz** und **Landskron** zur Neubesetzung. Mit dieser Stelle sind folgende Bezüge verbunden: ein fester Jahresgehalt von **Kronen 2400**, freie Dienstwohnung im neuen Pfarrhause (6 Zimmer und Zubehör) und Nebeneinkünfte durch Stiftungszinsen, Religionsunterricht u. s. w. ungefähr **800 Kronen**. Weitere Auskünfte werden bereitwilligst erteilt. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnissen werden erbeten bis zum 1. Juni d. J. an das **Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde Hohenstadt (Mähren).**

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !

Referenzen zu Diensten — Prospekte und Zeitungslisten gratis u. franko

Von **The American Journal of Religious Psychology** ist ein erster und (noch nicht abgeschlossener) zweiter Band **billig** abzugeben durch
Pastor Vorbrodt in Alt-Jessnitz

Kand. min. sucht von Mitte Oktober ab Stellung als **Erzieher** oder **Reisebegleiter**, die ihm Gelegenheit bietet, die französische Sprache zu erlernen. Anerbietungen unter **O. M. 25** an die Expedition der Christl. Welt.

Schwedischer Fr. d. Chr. W. wünscht Juni-August Pension bei einem Lehrer oder Prediger in Berlin, Magdeburg, Frankfurt a. M. oder Zürich. Angebote erbeten an
Läroverksadjunkt **Hannerz**, Norr-Telje, Schweden.

Geschwister Fräulein Werner
Wiesbaden, Villa Maria
Schützenstraße 1 b.

Familienpension zur Erholung und Kur; schöne, freie, ruhige Lage. Beste Verpflegung. Näheres jeder Zeit durch Herrn **Prof. D. Gunkel, Friedenau** b. Berlin.

Zum Verkauf

werden angeboten:
Volksblatt für Stadt und Land Jahrgänge 1844, 1846 bis 1861, mit viel Beiträgen von v. Tippelskirch, Nathusius, Ahlfeld u. A. Angebote unter **N S** an den Verlag.

Dr. Johannes Müller
Die Bergpredigt
4 Mk. geb.
Verdeutlicht und vergegenwärtigt

Dieses Buch versucht wiederzugeben, wie die Bergpredigt von dem Suchen unserer Zeit vernommen und als das lösende Wort empfunden wird. (Aus dem Vorwort)

„Die Wucht der Gesamtauffassung, wie die kraftvolle Tiefe der Einzelbetrachtungen ergreifen uns gleicherweise.“ (Lit. Zentralblatt)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Dr. Rittelmeyers je 4 Vorträge über
NIETZSCHE Preis 1,80 Mk. **TOLSTOI** Preis 2 Mk.
empfiehlt H. Kerler, Verlags-Conto, Ulm

„Die Hilfe“
Nationalsoziale Wochenschrift
Herausgeber D. Fr. Naumann
Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich

Die „Hilfe“ vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis
die Geschäftsstelle der „Hilfe“
Berlin-Schöneberg

Kasseler Ferien-Kursus
Dritter pädagogisch-sozialer Fortbildungskursus
für Lehrer und Lehrerinnen
veranstaltet vom
Kasseler Evangelischen Fröbelseminar, vom 23. Juli bis 4. August 1906

Anfragen und Anmeldungen sind an die Leitung des Evangelischen Fröbelseminars: Frl. Hanna Mecke, Kassel, Parkstraße 22 oder an Herrn Rektor Henck, Kassel-Rothenditmold, zu richten.

Junge, gebildete Mädchen
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- u. Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes“ Abteilung B. Frankfurt am Main**, Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der
Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche
begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.
Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Adolf Just's Kuranstalt in Jungborn im Harz Post Stapelburg-Harz (b. Ilsenburg). **Heimstätte einer neuen, wahren naturgemässen Heilweise. Anstalt I. Ranges! Harz-Idyll! Illustr. Prospekt** u. kurze Geschichte v. Jungborn unentgeltlich. **Lehrbuch der Adolf Just'schen naturgemässen Heilweise: Adolf Just**, Kehrt zur Natur zurück! 6. vervollk. Aufl. gebd. M. 7.50.

Soeben ist erschienen:
Die Arbeit an den Suchenden aller Stände
Anleitung zur Tätigkeit in Vorträgen und Presse
Von Lic. **Wielandt-Heidelberg**
Kart. 3 Mk., geb. 3.60 Mk. — Zugleich III. Band der **Prakt.-theol. Handbibliothek hrsg. v. F. Niebergall**

Der erste umfassende Versuch dieser Art. Durch eine Menge von Beispielen und Literaturangaben, eine Art „apologetischer Handbibliothek“, gibt das Buch eine überaus praktische Anleitung zu einer Tätigkeit, deren Notwendigkeit nirgends angezweifelt, die aber nur zu oft falsch angefaßt und infolge der Fehler mutlos wieder aufgegeben wird.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Theologische Literaturzeitung
Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**
Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig
Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

Nr. 9. Reinach, Cultes, Mythes et Religions, t. II — A commentary on the Book of Job, from a Hebrew Manuscript ed. by W. A. Wright, transl. by Hirsch (Bacher) — Berendts, Die Zeugnisse vom Christentum im slavischen De bello Judaico des Josephus [Texte und Untersuchungen von Gebhard und Harnack N. F. XIV, 4] (Schürer) — Archambault, Le témoignage de l'ancienne littérature chrétienne sur l'authenticité d'un *Περὶ ἀναστάσεως* attribué à Justin l'Apologiste (Knopf) — Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, Buch I—X ins Deutsche übersetzt von Freih. v. Hertling (Scheel) — Jevsejev, Das Buch des Propheten Daniel in der altslavischen Uebersetzung (Bonwetsch) — White, Libri Sancti Patricii, The Latin writings of St. Patrick (Ficker) — Thomae Hemerken a Kempis Opera omnia ed. Pohl, vol. II, III, V et VI (Ficker) — Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, 4. Bd. (Ficker) — Luthers ungedruckte Predigten aus den Jahren 1537—1540, veröffentlicht von Buchwald (Bossert) — Leo Modenas Briefe und Schriftstücke, herausg. von Blau (Bischoff) — Matagrin, Histoire de la tolérance religieuse (Lobstein) — Schäder, Die Christologie der Bekenntnisse und die moderne Theologie. Schlatter, Atheistische Methoden in der Theologie [Beiträge zur Förderung christl. Theologie IX, 5] (Lobstein) — Kirn, Grundriß der theologischen Ethik (Wendt) — Hergenröther's Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts, 2. neu bearb. Aufl. von Hollweck (Frantz) — Bezner, Unser evangelisches Kirchenwesen (Frantz).

Das Evangel. Pädagogium in Herchen a. Sieg
(Realschule Sexta bis Obertertia mit Nebenkursen in Latein)

ist als Zweiganstalt des Pädagogiums in Godesberg 1901 eingerichtet worden, um neben der großen Godesberger Anstalt (450 Schüler in 26 Klassen) dauernd die Vorteile einer kleinen Anstalt zu bieten. Außerdem konnte hier mehr Wald, (12 Morgen) Wiese und Gartenland erworben werden, das steht den Zöglingen für ihre ländlichen Beschäftigungen und ihre Spiele zur Verfügung; die Luft ist kräftige Höhenluft. So kann sich hier unter der Obhut verständiger Erzieher frisches Jugendleben ungehindert durch städtische Einschränkungen entfalten. Die Anstaltshäuser bieten warmes christliches Familienleben und stetige Anleitung bei den häuslichen Schularbeiten, außerdem besondere Pflege der körperlichen Entwickelung durch reichliche turnerische Uebungen, reizlose Kost. Ein geborener Franzose ist als Lehrer in französischer Konversation angestellt, wie überhaupt die neueren Sprachen hier sehr gepflegt werden.

Rektor **O. Kühne** Godesberg — Rektor **L. Lindemann** Herchen a/Sieg

Rehfeld's Haarschneidemaschine
Familienfreund

mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 20 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.
Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis und franco
Rehfeld & Backe, Solingen 649
Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage (Das moderne Christentum) von der Verlagsbuchhandlung Hüpeden und Merzyn in Berlin